

Margit Helga Anna Bauszus

**Kriegstagebuch einer Berliner Göre
von 1943 bis 1945**

– ergänzt aus meinen Erinnerungen –

agenda

Margit Helga Anna Bauszus

Kriegstagebuch einer Berliner Göre von 1943 bis 1945

– ergänzt aus meinen Erinnerungen –



agenda Verlag
Münster
2019

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2019 agenda Verlag GmbH & Co. KG
Drubbel 4, D-48143 Münster
Tel. +49-(0)251-799610
info@agenda.de, www.agenda.de

Druck und Bindung: TOTEM, Inowroclaw, Polen

ISBN 978-3-89688-646-0

Meiner Mutter Gertrud gewidmet.



Aufgenommen am 15.08.1946

Berlin-Kreuzberg, zwei Uhr nachts. Voralarm! Dreimal hallt der gleichmäßige Sirenton durch die verdunkelte Stadt. Gespenstisch hohl dringt er in die Häuser und peitscht ihre Bewohner aus dem Schlaf.

Mutter schreckt aus leichtem Schlummer. Sie hatte sich angekleidet auf das Bett gelegt, um schneller auf den unerwünschten nächtlichen Besuch reagieren zu können. Blass ist ihr Gesicht und die grauen Augen sind vor Übermüdung rotgerändert. Sie stellt das Radio an: „Starke feindliche Kampfverbände überfliegen den Raum Hannover-Braunschweig im Anflug auf die Reichshauptstadt.“

„Helga, steh’ auf und hilf dem Frieder!“ Mutter versucht das zwölfjährige Mädchen, nämlich mich, wach zu rütteln. Ich ziehe mir das Deckbett über den Kopf: „Lass’ mich! Vielleicht drehen sie noch ab.“ – „Wo sollen die denn sonst hinfliegen? Steh’ auf!“ – Der siebenjährige Frieder heult leise vor sich hin, weil er es schwer hat, in seine Hosen zu finden. – „Wenn du jetzt nicht aufstehst, kriegste ein paar hinter die Ohren!“ – „Ach, mir ist alles egal, ich will mich endlich einmal ausschlafen!“ – „Meinst du, ich nicht?“ seufzt Mutter.

Die Sirenen setzen heulend mit dem nervenzerfetzenden, an- und abschwellenden Vollalarmton ein. Wir Kinder zittern beim Anziehen nicht nur vor Kälte und Übermüdung, sondern sind jedes Mal wieder tief erschrocken. Die Wohnung ist kalt, das Feuer im Kachelofen längst erloschen. Mutter hat den kleinen Jörg aus seinem Bettchen geholt und gerade in den weich ausgepolsterten Wäschekorb gelegt, als auch schon der Luftschutzwart Herr Heinzmann an die Tür klopft: „Beeilung! Reichen Sie mir schnell den Kleenen raus!“ Ich greife automatisch nach dem handlichen, dunkelroten Lederkoffer, der Familienurkunden, Versicherungspolicen, Photographien, Sparbücher, etwas Tafelsilber und Muttis Schmuck enthält, und folge dem Wäschekorb, der bedenklich schwankt. Mutter zerrt Frieder hinter sich die Treppe hinab. Die Wohnungstür muss offenbleiben, damit im Falle eines Brandes ein Löschtrupp in die Räume kann. „Vorsicht mit dem Baby, Herr Heinzmann“, ruft Mutter. „Mein Gott, der Mann ist schon wieder angetrunken“, fügt sie murmelnd hinzu.

Der Luftschutzkeller, der unter dem vierstöckigen Berliner Miets-
haus liegt, ist der ehemalige Kohlenkeller, der nicht einmal eine Tür
hat. Ein alter Teppich hängt vor dem Eingang, Wasser- und Gasrohre
laufen hindurch. Wenn Papa Heimaturlaub hat, stellt er sich bei Alarm
immer in den Hauseingang. Er sagt, der Keller sei die reinste Todes-
falle. Heute ist Hauptmann Dühring, 2. Stock rechts, als Fronturlau-
ber anwesend. Der Zweimetermann, der Papas engster Freund ist, hat
seine jüngste Tochter auf dem Arm und steht sprungbereit am Keller-
ausgang. Als die Flakgeschütze loslegen und die Flugzeugmotoren zu
hören sind, sagt er: „Junge, Junge, solche Angst habe ich an der Front
noch nie gehabt! Man sitzt in der Falle und kann sich nicht wehren.“

Plötzlich fängt Frieder eine Art Veitstanz an. Ich will ihn beruhigen,
aber er heult: „Die Hose kneift so, ich kann mich nicht richtig
bewegen!“ – „Lass’ mal sehen! Ach du meine Güte, Mama, der hat
sich sein Untertrikot falsch herum angezogen. Er ist mit den Beinen
in die Ärmel gefahren.“ Mutter nimmt ihn in die Arme: „Komm’,
Junge, wir ziehen dich richtig an!“

Klaus, der drollige Zweijährige der Portiersfrau, stellt sich in
Positur, hebt lauschend einen Zeigefinger: „England schießt, bumm,
bumm!“

In Decken gewickelt frieren alle, keiner kann schlafen in dem kal-
ten Kellerloch, das mit überzähligen Sitzmöbeln der Hausbewohner
ausgestattet ist. Manchmal geht kurz das Licht aus, Detonationen
lassen alle zusammenzucken.

Entwarnung! Wir sind auch diesmal wieder davongekommen.

„Mama, darf ich vor die Tür und Granatsplitter suchen?“ – „Nein,
du kommst gleich mit nach oben!“ Ich bettele: „Ach, bloß vor un-
serer Haustür. Onkel Dühring ist dabei. Er hat eine Taschenlampe.“
Mutter lässt sich breitschlagen: „Aber bleibe in der Nähe, denk’ an
die Blindgänger!“ Ich finde ein etwa fünfzehn Zentimeter langes,
scharf gezacktes Stück einer Flakgranate, zeige es später stolz mei-
nem Bruder und lege mich wieder schlafen.

Anfangs hatte der Bombenkrieg noch eine, wenn auch makabere
sportliche Nuance, er war eine Art Russisch Roulette.

Als die Nachtangriffe fast täglich stattfanden, bekam meine Mutter Gertrud Borchert mit ihren drei Kindern vier Betten im Hochbunker Fichtestraße in Berlin SW61 zugeteilt. Die Familie machte sich nun jeden Abend nach dem Abendessen gegen 18 Uhr mit dem Kinderwagen auf den Fußweg von etwa 40 Minuten zu ihrem Schlafplatz und kehrte am nächsten Morgen gegen 9 Uhr ausgeschlafen nach Hause zurück, immer fürchtend, vor einem Trümmerhaufen zu stehen.

Der Bunker war ein ehemaliger mit Beton bombensicher gemachter Gasometer. Die Schlafkabinen waren in einem Innenkreis und einem größeren Außenkreis in den runden Bau eingefügt. Der Bunker war fensterlos und künstlich belüftet. Er hatte mehrere Stockwerke, wir waren im obersten in einer Kabine des Außenkreises untergebracht. Jede Kabine hatte sechs Metallbetten, immer drei übereinander, die im rechten Winkel angeordnet waren und eine Längs- und eine Querwand füllten. Vor den beiden unteren Betten stand ein hölzerner Hocker. Vor jedem der oberen Betten war ein Netz gespannt, damit die Kinder nicht herausfallen konnten. Ein schmaler Gang und eine Ecke für etwas Gepäck blieben übrig. Ein Brett oben an der freien Längswand diente als Ablage von Kleinigkeiten, vor allem von Kerzen und Streichhölzern, wenn das Licht kurzzeitig ausfiel oder Stromsperre war. Wir teilten die Kabine mit einer jungen Frau und ihren beiden kleinen Töchtern. Sie hatten nur zwei Betten zugewiesen bekommen, da die Babys reichlich in einem der mittleren Betten Platz hatten. Auch meine Brüder krochen in dem Bett zusammen, das über dem meiner Mutter lag. Ich schlief darüber in der dritten Etage, und zwar so dicht unter der niedrigen Decke, dass ich mich nicht hinsetzen konnte. Das verursachte anfangs in mir das beklemmende Gefühl, lebendig begraben zu sein.

Bei Alarm wurde der Bunker auch für die Umwohnenden geöffnet, die dann in allen Vorräumen und Gängen auf ihrem Luftschutzgepäck saßen. Ein Koffer war erlaubt. Wir Kabineninsassen mussten unsere Türen geschlossen halten, also auf unseren Betten liegen. Wenn der Bunker von Luftminen oder Bomben getroffen

wurde, schwankte er merklich und ein Geprassel wie Steinschlag oder schwerer Hagel wurde hörbar.

Wenn kein Fliegeralarm war, konnten wir Kinder in den Gängen gut Verstecken und Einkriegezeck spielen. Die Kleinen mussten dann bald ins Bett; wir größeren durften im gemeinsamen Vorraum mit den Müttern zusammensitzen, bis um 22 Uhr das Licht zentral ausgeschaltet wurde. Wir lasen, spielten Mensch-ärgere-dich-nicht oder machten Handarbeiten. Ich lauschte gern den Gesprächen der Frauen. Eine von ihnen schwärmte oft von New York. Dort war sie verheiratet gewesen. Während der Olympiade 1936 war sie nach Berlin gekommen und hatte bei der Gelegenheit auch Verwandte besucht. Sie begegnete einem schneidigen Luftwaffenoffizier, der ihre große Liebe wurde. Nach ihrer Scheidung kam sie mit ihrer Tochter Anne nach Deutschland, heiratete, bekam drei weitere Kinder, zitterte jetzt um ihren geliebten Krieger und sprach schief lächelnd von der Ironie des Schicksals, wenn sie jetzt vor amerikanischen Fliegerbomben weglaufen musste. Anne, die in meinem Alter war, wurde meine enge, von mir sehr bewunderte Bunkerfreundin. Alle Mütter hatten zu flicken, zu stopfen und zu nähen, und zwar nach der Devise „aus alt mach’ neu“. Kleider aus zweierlei Stoff kamen in Mode. Man besprach Schnitt- und Strickmuster und tauschte Kochrezepte aus, die mit sparsamen Zutaten auskamen. Vor allem aber teilten sich die Frauen ihre Sorgen um ihre Männer mit und sprachen sich gegenseitig Mut zu. Die Feldpostbriefe wurden ganz oder teilweise vorgelesen. Wenn sie zu lange ausblieben, wurde getröstet, gehofft und nach Gründen für den Verzug gesucht: Verlegung des Truppenteils, Geheimauftrag, Postsperre. Nur wenn der letzte Brief auf den Tisch gelegt wurde, versagte jeder Zuspruch: In treuer Pflichterfüllung ...für Führer, Volk und Vaterland gefallen auf dem Felde der Ehre. Dann ging die Frau wortlos in ihre Kabine und legte sich zu ihren vaterlosen Kindern.

Wenn ich mich heute frage, wie ich damals als Kind diese absurden, grausamen Verhältnisse erlebt habe, so weiß ich nur zu sagen, dass jeder Tag unsere Aufmerksamkeit forderte, er seine Nöte,

Ängste und Entbehrungen, seine Scherze und Albernheiten hatte. Die Alltäglichkeiten zerstückeln die Weltgeschichte, die man als Erwachsener kaum überblickt, geschweige denn als Kind.

Jeden Abend machte der verantwortliche Leiter einmal forschen Schrittes seinen Rundgang durch den Bunker. Er war ein kleiner, drahtiger Glatzkopf mit Parteiabzeichen und blanken Schaftstiefeln, sonst aber in Zivil. Er genoss es, sich vor so vielen jungen Frauen zu spreizen. Ich hörte manche spöttische Bemerkung über ihn, denn der kleine Hahn krächte nicht nur, er war wohl auch bereit, sich wie ein Gockel auf dem Hühnerhof zu benehmen. Es liefen so verschiedene Gerüchte um über geglückte und mehr noch über missglückte Abenteuer.

Unter den Frauen, die abends mit uns zusammensaßen, war Uschi, eine hübsche, junge Frau mit zwei Babys, einem süßen Zwillingspärchen. Uschi war immer fröhlich und schrecklich verliebt in ihren Mann, der als Jagdflieger um Berlin im Einsatz war. Eines Abends kündigte Uschi an, dass sie am Wochenende zu Hause schlafen wolle, da ihre Eltern Silberhochzeit hätten und ihr Mann auf Urlaub käme. Sie wollten eine richtige Familienfeier machen. Uschi kam nie wieder. Eine Luftmine traf ihr Haus und tötete die ganze Familie und alle Hausbewohner.

Die Lage Berlins wurde immer gefährlicher. Die Schulen wurden in bombensichere Gegenden verlegt. Diese Maßnahme nannte sich Kinderlandverschickung (KLV).

Tagebucheintragung vom 23. Dezember 1943

Also nun muss ich doch ins KLV-Lager. Meine Schule ist ja schon seit ungefähr drei Monaten da, aber Mutti wollte mich nicht weglassen. Sie sagte, was soll denn Helga alleine machen, wenn wir anderen tot sind. Wir wollten erst alle nach Wittstock zu Tante Wanda. Die ist mit dem kleinen Berti allein; denn Muttis Bruder Bertold ist bei der Artillerie vor Leningrad. Wanda wohnt in Muttis Elternhaus,

aber sie wollte uns vier nicht aufnehmen, auch mich alleine nicht. Ich wäre gerne dort in die Schule gegangen und hätte bestimmt nicht viel Arbeit gemacht, sondern ihr geholfen, wie ich es immer getan habe, wenn ich in den Ferien für ein paar Tage da war.

Wir versuchten es dann in Neuruppin bei Papas Verwandten, aber da gefiel es Mutti gar nicht. Sie konnte sich nicht auf die redseligen und neugierigen Schwestern meines Vaters und ihren zahlreichen Anhang einstellen. Dabei hatten wir die ganze großelterliche Wohnung zur Verfügung. Opa war vor drei Jahren gestorben, und Oma wohnte im Nebenhaus bei ihrer ältesten Tochter Emma. Nur tagsüber saß sie bei uns in ihrem Lehnstuhl am Fenster mit Blick auf den großen Nussbaum im Hof, von dem Papa als Junge schon die Nüsse heruntergeschlagen hatte. Ich fühlte mich sehr wohl dort. Vor allem wohl auch, weil ich zum ersten Mal in meinem Leben ein eigenes Zimmer hatte. Es war winzig. Links von der Tür stand ein kurzes Bett, das bis zur gegenüberliegenden Fensterwand reichte. Rechts von der Tür befand sich ein altes Stehpult mit hochklappbarer Schreibplatte, das längst vergessene Schriftstücke enthielt, zum Beispiel Gedichte, die mein Onkel Herrmann schrieb, hoffnungsvoll und glaubenstreu, bevor sein Leben zu Ende war, ehe es richtig begonnen hatte. Ein ausrangierter Küchenstuhl unter dem Fenster vervollständigte das Mobiliar. Da mein Kämmerchen von dem allgemeinen Hausflur abging, besaß ich einen eigenen Schlüssel und die alleinige Schlüsselgewalt darüber. Ich fühlte mich seltsam geborgen in diesem Raum. Es störte mich wenig, dass er abends nur mit einer Kerze zu beleuchten war. Die übrige Wohnung hatte auch noch keine Elektrizität, sondern Gaslicht. Lästiger war eher, dass das darüberliegende Dach nicht ganz dicht war, und ich bei Regen mit zwei Schüsseln im Bett schlafen musste. Das melodische Tröpfeln wirkte einschläfernd, nur der Gedanke, dass die Schüsseln überlaufen könnten, hielt mich wach. Aber so ein Platzregen kam ja selten vor. Es ging immer gut. Um gar keinen Preis hätte ich dieses Asyl aufgegeben.

Die alte Oma in ihrem Lehnstuhl war mir lieb. Sie sagte fast nie

etwas. Sie hatte ein kleines, spitzes Gesicht, keine Zähne und so viele Falten, dass man gar nicht sehen konnte, ob sie lächelte oder traurig war. Ihre schütterten Haare waren zu einem kleinen Dutt am Hinterkopf zusammengefasst. Ihre gichtigen Hände lagen auf der Bibel, die sie im Schoß hielt, oder strickten Strümpfe. Mir hat sie auch ein Paar Söckchen gestrickt. Ich habe mich öfter zu ihr gesetzt. Ich strickte mir gerade den ersten Pullover. Eine Nachbarin zeigte mir, wie ich den Ärmel machen musste. Ich fühlte mich glücklich und friedlich, wenn ich bei Oma saß. Dabei haben wir nichts gesprochen. Ich wusste, dass Oma ein ziemlich schweres Leben hatte. Sieben Kinder hat sie geboren: Wilhelm, den Tischlermeister in Gnewikow, den ich nie kennenlernte; Marie, die schon als kleines Mädchen starb; dann Herrmann, der der ganze Stolz seines Vaters war, weil er Pfarrer werden wollte. Er fiel im ersten Weltkrieg in Flandern. Danach Emma, dreimal verheiratet, sie hat zwei Töchter aus erster Ehe und war während der Weimarer Republik Reichstagsabgeordnete; sodann Robert, der sich als junger Mann im Holzstall unter dem Nussbaum beim Gewehrreinen erschossen hatte. Unfall oder Selbstmord? Oma hat ihn jedenfalls gefunden. Sodann Frieda, die gegen den Willen ihres Vaters einen Adligen heiratete, der sich als hoffnungsloser Trinker und Spieler entpuppte, und die mit ihrem kleinen Sohn Günter reumütig ins Elternhaus zurückkehrte und sich schließlich mit einem Otto Schulz als zweitem Ehemann begnügte. Paul, mein Papa, ist Omas Jüngster. Oma wird jetzt von ihren Töchtern Emma und Frieda herumkommandiert, nachdem sie deren Kinder auch noch großgezogen hatte. Statt sie richtig lieb zu haben, tun sie so, als wüsste Oma im Leben überhaupt nicht Bescheid. Darum sagt sie nichts mehr, glaube ich. Ich wäre so gerne in Neuruppin geblieben. Und nicht nur, weil es dort keinen richtigen Fliegeralarm gab, sondern nur Voralarm, wenn die Bomberverbände über uns hinweg nach Berlin flogen.

Soviel zu unseren Evakuierungsversuchen. Nun sind wir jedenfalls wieder in Berlin, haben auch unsere Bunkerplätze noch, und ich muss ins KLV-Lager. Ich habe jetzt schon Heimweh und bin noch gar nicht weg.

Weihnachten soll jedenfalls noch schön werden. Ich habe seidene Strümpfe bekommen, richtige Frauenstrümpfe. Endlich bin ich die langen Kratzdinger los, die ich nicht aushalten konnte, vor allem dann nicht, wenn sie frischgewaschen und noch klamm waren. Da war mehr Holz als Wolle drin. Meine Zöpfe würde ich mir am liebsten auch abschneiden lassen, aber Mama erlaubt es nicht. Ich sähe jetzt immer so glatt und ordentlich aus, meint sie, und das wäre dann vorbei. Im KLV-Lager haben bestimmt alle Dauerwellen, und ich lasse mich auslachen.

Als Weihnachtsgeschenk habe ich für Papa eine Buchhülle genäht und bestickt, für Mutti ein paar Topflappen gehäkelt. Für Frieder habe ich mir eine Geschichte ausgedacht, aufgeschrieben und Bilder dazu gemalt. Sie heißt ‚Die Pierratze kommt‘ und ist ein Gruselmärchen.

Etwas sehr Wichtiges ist noch passiert. Onkel Richard, der verwundet worden war und nach dem Lazarettaufenthalt noch ein paar Tage Genesungsurlaub hatte, besuchte uns für einen Tag. Er kam aus Quedlinburg, wo er mit Tante Anni und dem kleinen Klaus wohnt, um über Berlin an die Ostfront/Südabschnitt zurückzukehren. Er hätte noch gar nicht gemusst, aber er ist Kompanieführer und wollte zu seinen Kameraden zurück. Mutti sagt, er denkt immer, ohne ihn geht es nicht. Er hätte lieber so lange wie möglich bei seiner kleinen Familie bleiben sollen. Er war so fröhlich wie immer. Er fragte mich, ob ich noch an den Weihnachtsmann glauben würde. Natürlich sagte ich ‚nein‘! Da erzählte er mir, dass er sich früher in Wittstock, wenn wir zusammen Weihnachten feierten, immer als Weihnachtsmann verkleidet habe. Schlagartig wurde mir klar, warum er aus Angst vor Knecht Ruprecht immer so gezittert hatte und sich im Schlafzimmer unter dem Bett verstecken musste, weil er so ein unartiger Junge gewesen sei und die Rute fürchtete. Ich lachte ihn damals aus; dabei hatte er mich angeführt.

Tagebucheintragung vom 2. Januar 1944

Weihnachten ist vorbei und Neujahr auch. Am Silvesterabend sind wir alle im tiefen Schnee zur Kirche am Garde-Pionier-Platz gelaufen. Die Kirche war überfüllt. Wir sangen viele alte Lieder, die eigentlich gar nichts mit dem Jahreswechsel zu tun hatten: ‚Aus tiefer Not schrei ich zu dir‘ und ‚So nimm denn meine Hände und führe mich‘. Viele Leute weinten, manchmal ging es wie ein großes Aufschluchzen durch die Kirche.

Mutti und wir Kinder gingen anschließend zum Schlafen in den Bunker. Papa brachte uns hin und musste anschließend alleine nach Hause gehen. Bis 5. Januar hat er noch Urlaub. In dieser Zeit will er mich ins KLV-Lager bringen. Meine Sachen sind gepackt: Federbetten, Akkordeon, Bücher. Es ist eine schwere Kiste voll.

Ich erinnere mich sehr deutlich daran, wie Papa mich ins KLV-Lager brachte. In einem überfüllten Fronturlauberzug führen wir vom Schlesischen Bahnhof gen Osten: Frankfurt/Oder, Posen, Hohensalza und mit einer Kleinbahn nach Pakosch, einem überwiegend von Polen bewohnten Ort. Die deutsche Minderheit war durch volksdeutsche Umsiedler aus dem Schwarzmeergebiet - unter der Devise: Heim ins Reich! – und durch die Berliner Mädchenschule vergrößert worden.

Pakosch war ein Kaff, wie der Berliner so sagt. Leicht verstört hielt ich mich an dem Luftwaffendolch meines Vaters fest, als wir uns zur ehemaligen polnischen Schule durchfragten, in der die Berliner Mädchen untergebracht waren. Die öde, platte Winterlandschaft, der scharfe Wind, die schiefen, kleinen Häuser, die verummten Gestalten, die uns teilweise scheu auswichen, alles war fremd und angsterregend.

Wir meldeten uns beim Rektor und holten dann mit einem Handwagen meine Kiste vom Bahnhof, die wir als Begleitgepäck aufgegeben hatten. Ich bekam meinen Schlafsaal zugewiesen. Dann durfte ich mit Papa noch einmal vor die Tür, um mich von ihm zu verab-

schieden. Er nahm mich einfach auf einen Rundgang durch den Ort mit. In der Apotheke am kopfsteinpflastrigen Marktplatz lehnte ich mich blass und schwindlig gegen eine Glasvitrine, die klirrend zu Boden stürzte. An der Reaktion von Papa erkannte ich erst richtig, was hier vor sich ging; denn er fand kein hartes Wort, er bezahlte stillschweigend den Schaden und hielt seine Tochter behutsam im Arm, die ihre Not zu verbergen suchte, die dennoch in den weit aufgerissenen Augen und zuckenden Lippen zu lesen war. Kurz darauf vor dem Schultor war es ein fürchterlicher Abschied, vielleicht für ewig. Ich blieb in dem gottverlassenen Nest, in dem ich nichts zu suchen hatte, und er entfernte sich mit unbekanntem Ziel in irgendeine Ecke Europas, in der er ebenfalls nichts zu suchen hatte.

Als ich ihn nicht mehr sehen konnte, wandte ich mich zaghaft der unausweichlichen Gegenwart zu. Ich meldete mich bei Fräulein Drieger, die in ihrer kühlen Art keinerlei tröstende oder ermutigende Anmerkungen machte, sondern einen Raum aufschloss, der mit Stroh gefüllt war. Sie gab mir einen Sack, den ich zu stopfen hatte. Ich hörte von ihr, dass es erst seit kurzem Holzbettstellen gäbe, dass man vorher auf Strohschütten auf dem Boden geschlafen habe. Ich als Nachzüglerin habe mich um die schwierigen Anfänge herumgedrückt.

Im Schlafsaal war sehr beschränkt Platz für vierundzwanzig Mädchen in doppelstöckigen, rohen Holzbetten. Ich zerrte mühsam den Strohsack in das einzige noch freie Oberbett, holte Federbett und Bettwäsche aus meiner Holzkiste. Die Hälfte eines blechernen Militärspindes nahm meine Kleidung auf. Ich machte mich mit Tages- und Essraum bekannt, wo ich ein Fach für meine Bücher und sonstigen Schulsachen zugeteilt bekam. Befremdlich und feindselig wirkte der nur auf Kaltwasser eingerichtete Waschraum mit seinen langen Steintrögen. Am ekelhaftesten war aber die große Holzbude mit den Toilettengruben auf dem trostlosen Schulhof, wo man ohne Zwischenwände in Reih und Glied seine notwendigen Geschäfte zu erledigen hatte. Im Hause gab es nur eine Toilette, die für die Lehrer reserviert war. Nur nachts stand sie den Schülern offen, weil die im

Dunkeln das Haus nicht verlassen durften und außerdem die Gefahr bestanden hätte, dass sie vielleicht schlaftrunken in eine der Gruben gefallen wären.

Am Ende dieses ereignisreichen Tages nahm ich zum ersten Male am abendlichen Fahnenappell teil. Auf dem Schulhof an festgelegten Plätzen versammelten sich die Schülerinnen klassenweise im Karree um den Fahnenmast. Die unserer Schule zugeteilten BDM-Führerinnen waren für die parteipolitische Organisation zuständig. Dazu gehörten nicht nur die Ausgestaltung des Morgen- und Abendappells, sondern auch die Sorge für Sauberkeit und Ordnung außerhalb des Schulunterrichtes, also die Einteilung und Überwachung des Stuben- und Küchendienstes, Kontrolle der Schränke und des exakten Bettenbauens. Reihum war jede von uns MvD, das heißt ‚Mädel vom Dienst‘, und war für diesen Tag verantwortlich für Ordnung und Sauberkeit in ihrem Zimmer und musste der BDM-Führerin, die jeden Morgen die Zimmer kontrollierte, in militärischer Kürze und strammer Haltung Meldung machen: ‚Zimmer 4 mit 24 Mädel angetreten‘. Die anderen standen in Habachtstellung neben ihren Bettstellen. Es wurden schlecht gemachte Betten eingerissen, unordentliche Wäschestapel, die nicht Kante auf Kante lagen, aus den Schränken geworfen, schlecht geputzte Schuhe moniert. Auf gründliches Staubwischen und Reinigen des Fußbodens wurde besonders geachtet. Beim feierlichen Morgenappell auf dem Schulhof wurde ein kämpferisches Marschlied gesungen. Zum Beispiel: ‚Auf hebt unsre Fahnen in den frischen Morgenwind, lasst sie wehen und mahnen, die die müßig sind...‘ Rex sprach ein paar wohltonende Worte über den Schicksalskampf des deutschen Volkes; dann zogen zwei Mädchen, die neben dem Fahnenmast strammstanden, auf den Befehl: ‚Hisst Fahne!‘ dieselbe in die Höhe, während alle anderen den rechten Arm zum deutschen Gruß erheben mussten. Ein belehrender Fahnenspruch wurde gesprochen. Oft waren es Hitlerworte, manchmal wurden auch die Klassiker bemüht: ‚Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein ganzes werden, als dienendes Glied schließ‘ an ein Ganzes dich an!‘ Abtreten zum Frühstücksempfang!

Der Fahnnenspruch war gleichzeitig der Tagesspruch und wurde ans ‚Schwarze Brett‘ geheftet zum Nachlesen und um beherzigt zu werden.

Zurück zu meinem ersten Abendappell, der auf mich sehr befremdlich wirkte. Er lief so ab wie die Morgenappelle, nur dass es hieß: ‚Holt nieder Fahne!‘, und dass ein Lied am Schluss gesungen wurde: ‚Die letzten Speere schwirren, der Abend dämmt rot...‘ Außerdem gab Rex Ausschnitte aus dem täglichen Wehrmachtsbericht bekannt, wobei uns am meisten interessierte, in welchen Stadtteilen in Berlin die meisten Bomben gefallen waren.

Als ich mich endlich erschöpft ins Bett legte, brach dieses unter mir zusammen, und zwar gerade als die aufsichtsführende BDM-Führerin das Gaslicht löschte. Schadenfrohes Gekicher überall. Das, was ich sonst wohl auch als Spaß aufgefasst hätte, machte mich jetzt vollends unglücklich. Ich versuchte bei schwachem Sternenlicht und Mondschein verzweifelt tastend, die verschobenen Bodenbretter der Bettstelle wieder so zu verteilen, dass der Strohsack nicht mehr durchrutschen konnte. Keiner half mir. Ich war die Neue hier, ich hatte meine Spießruten zu durchlaufen. Mit dem Brief, den Papa mir dagelassen hatte, und dem Bild von Eltern und Brüdern unter dem Kopfkissen weinte ich mich irgendwann in den Schlaf.

Den Appell am nächsten Morgen versäumte ich, denn ich bekam die Augen nicht auf. Sie waren total zugeschwollen. Der ungewohnte Strohstaub hatte eine Bindehautentzündung hervorgerufen. Das unnahbare Fräulein Drieger kam mit Augentropfen, und ich blieb mit Kamillenumschlägen auf den Augen im Bett. Ich bekam kein Frühstück, brauchte nicht zum Unterricht und hatte reichlich Zeit, mich zu bedauern. Um die Mittagszeit hatte ich begriffen, dass ich mit fremder Hilfe nicht zu rechnen hatte. Ich zog mich an und verfügte mich in den Essraum.